Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 201. **Mittwoch** den 21. April 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. April.

Aus der Provinz Posen geht der „Nationalliberalen Correspondenz" eine Mittheilung zu, in der das Parteiorgan „eine eigenartige Illustration" zu den Beschlüssen des Reichstags, das **Jesuitengesetz**, aber doch den § 2 desselben, nach dem ausländische Jesuiten ausgewiesen und inländischen Aufenthaltsbeschränkungen auferlegt werden können, aufzuheben, erblickt. Die Zuschrift lautet:

„In der letzten Sitzung des Schöffengerichts zu Birnbaum kam eine Angelegenheit zur Verhandlung, welche nach den verschiedensten Richtungen hin interessant ist, vor Allem auch in der Beziehung, mit welchen Schwierigkeiten die Behörden in Posen zu kämpfen haben, wenn die Autorität der Gesetze und die Widerstandskraft des Klerus einander gegenüberstehen. Es handelte sich um folgenden Thatbestand: Mitte December fand in Zicke ein „Missionsfest" statt; es dauerte fast eine Woche. Während dieser Zeit waren als Missionsgeistliche drei fremde Geistliche anwesend und predigten unter großem Zulauf. Sie waren auch noch anwesend, als der Weihbischof Likowski als Abschluß des Festes die Firmung ertheilte. Da sie in der Probstei abgestiegen waren und hier auch nächtigten, hatte der Bürgermeister des Ortes pflichtgemäß an den Probst — der, beiläufig bemerkt, den deutschen Namen Hennig führt, aus einer deutschen Familie stammt und das Polnische vorläufig nur soweit beherrscht, daß es den Nationalpolen Anlaß zu heiteren Bemerkungen giebt — die Aufforderung ergehen lassen, die fremden Geistlichen polizeilich anzumelden. Der Probst ranzirte nicht darauf. Die Polizei schritt nun ein und lud zur Vernehmung die Pfarrwirthin in das Amtslocal des Bürgermeisters vor. Dabei kam es zu einem Intermezzo, das außerordentlich bezeichnend ist. Der seit wenigen Wochen probeweise amtirende, mit den hiesigen Personalverhältnissen nicht genügend vertraute Polizeibeamte bestellte die Vorladung an die Nichte des Probstes, die sich als die Wirthin ihm gegenüber gerirt hatte. Der Probst widersetzte sich natürlich der Vorladung der Nichte und sparte dabei auffällige Redensarten nicht, hütete sich aber, den Polizeibeamten über seinen Irrthum aufzuklären, worauf dieser sich wieder anschickte, zwangsweise die vermeintliche Wirthin vorzuladen, und der Probst gegen den Bürgermeister wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt klagte. Diese Klage wurde nach Lage der Umstände abgewiesen, ebenso blieben mehrere andere von polnischer Seite direct und indirect gegen den Bürgermeister veranlaßte Denunciationen erfolglos. Dagegen blieb es schließlich dabei, daß der Probst wegen Unterlassung der Anmeldung von der Polizeiverwaltung mit einer Strafe von 15 Mark belegt wurde. Der Probst erhob nun auch gegen diese Strafe Widerspruch und so kam es zu der oben erwähnten Verhandlung. Der Probst bestritt, die Geistlichen beherbergt zu haben, der Kutscher aber, der sie von und zur Bahn gefahren hatte, bekundete, er habe die Reise-Effecten der Herren auf der Pfarre bei der Ankunft abgeladen und sie bei der Abfahrt dort wieder aufgeladen. Die Herren wären von dort von ihm nach der Bahnstation Kwilitsch gefahren worden; in Kwilitsch hätte er sie aber aufs Schloß fahren müssen und der Graf von Kwilecki, der polnische Reichstagsabgeordnete, hätte sie bereits erwartet. Darauf wurde der Bürgermeister verhört und erklärte, er wisse aus absolut sicherer Quelle, daß die Missionare bei dem Probst während des mehrere Tage währenden Missionsfestes genächtigt haben; aus amtlichen Gründen könne er seinen Gewährsmann nicht nennen. Amtlich sei bereits festgestellt, daß es Jesuiten gewesen seien. Auf Befragen erklärte der Probst, der sich nun unter allgemeinen Redensarten wand, er wolle sich doch nicht selbst beschuldigen. Obgleich die Verurtheilung gemäß dem Antrage des Amtsanwalts ohne Weiteres hätte erfolgen können, so wurde doch, um alle Beweismittel zu erschöpfen, zunächst die Vorladung der Hausgenossen beschlossen."

Die „Nat.-Lib. Corr." bemerkt zu dieser „eigenartigen Illustration":

„Von anderer vertrauenswerther Seite wird uns bestimmt mitgetheilt, daß dieselben Jesuiten, die aus Krakau gekommen und allem Anschein nach Posen waren, auch in Schwerin a. W. eine Mission abgehalten, hier deutsch gepredigt haben, dann amtlich als Jesuiten erkannt und ausgewiesen worden seien. Uns interessirt dabei zweierlei vor allen Dingen: Zunächst, daß der Weihbischof Dr. Likowski mit den Herren zusammen gekommen ist. Und dies berechtigt zu der Frage: ist die erzbischöfliche Behörde in Posen an dieser flagranten Gesetzwidrigkeit activ betheiligt oder, was auch genügt, damit einverstanden gewesen?! Sodann wird hier in classischer Weise dargestellt, welche Mittel dem niederen Klerus namentlich in den gemischt-sprachigen und rein-katholischen Districten zur Verfügung stehen, um das Gesetz offenkundig zu verhöhnen. Wo eben solche Demonstrationen in Aussicht stehen, liegt unseres Erachtens für die Regierung kein Anlaß mehr vor, den Wünschen des Reichstages in dieser Frage entgegenzukommen, denn sie beseitigen alle Voraussetzungen, unter denen man mit einem Zugeständniß in Angelegenheiten des Jesuitengesetzes auch nur in Bezug auf § 2 unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich allenfalls hätte abfinden können."

Unseres Erachtens hätte man solche „Demonstrationen" voraussehen können. Diejenigen Mitglieder der nationalliberalen Reichstagsfraction, die für die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes gestimmt haben, sehen sich durch ihren uns unbegreiflichen Optimismus nunmehr in die unangenehme Lage versetzt, sehen zu müssen, daß ihr Beschluß von dem eigenen Parteiorgane dem Bundesrathe zur — Nichtbeachtung empfohlen wird.

Nach einer New Yorker Meldung hätte der neue amerikanische Botschafter für Berlin, Herr White, in einem Interview erklärt, die **Tarifbill** werde zweifellos derart geändert, daß Deutschland keinen Grund zur Klage habe. Inwieweit das zutrifft, läßt sich schwer beurtheilen. Jedenfalls bietet, wie wir bereits am 16. dieses Monats dargethan haben, der auf Zucker gelegte Zoll der Dingley-Bill die Grundlinie für einen formellen Einspruch gegen den geplanten amerikanischen Zolltarif, der in seinen übrigen Positionen vom Standpuncte des Vertragsrechtes nicht anfechtbar ist. Dazu kommt, daß der Geist, der sich in diesem Attentat auf den internationalen Verkehr ausspricht, bei der Tarifstelle Zucker so scharf ausgeprägt ist, daß es sich doppelt verlohnt, den Sätzen auf Zucker besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Dingley-Bill erhöht den Zuckerzoll auf beinahe das Doppelte des jetzigen Satzes und den Zuschlag auf Zucker aus Prämienländern von 1/10 Cent für das Pfund auf den vollen Betrag der Ausfuhrprämie. Der bisherige Zoll auf Zucker nicht über Nr. 16 holl. Standard — solche Waare kommt für die deutsche Ausfuhr nach Amerika hauptsächlich in Betracht — beträgt 40 Proc. vom Werth. Demnach würde nach Annahme der Dingley-Bill der Zoll schon ohne den Prämienzuschlag 80 Proc. des Werthes betragen. Und diesen ungeheuren Zoll will man auf eine deutsche Waare legen, die vertragsmäßig in Amerika frei eingehen müßte. Wir haben schon erwähnt, daß Deutschland im August 1891 sich bereit erklärt hat, Amerika die bei den damals geführten Handelsvertragsverhandlungen mit Oesterreich-Ungarn gewährte Ermäßigung der landwirthschaftlichen Zölle unter der Bedingung zuzubilligen, daß der Präsident von der ihm in der — am 1. October desselben Jahres — in Kraft getretenen Mac Kinley-Bill beigelegten Befugniß besonderer Zollerhöhungen deutschen Waaren gegenüber keinen Gebrauch mache. Beide Theile hatten bei dieser Abmachung hauptsächlich an den Artikel Zucker gedacht. In der Note der amerikanischen Regierung, welche zusammen mit einer vorher ergangenen deutschen Erklärung das Abkommen begründete, heißt es: „Der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten nimmt von den Erklärungen der deutschen Regierung Notiz und theilt mit, daß der Präsident dafür Sorge tragen wird, daß Vorschriften erlassen werden, welche dem aus Deutschland eingeführten Rohzucker u. s. w. die Fortdauer der bestehenden Zollfreiheit sichern." Diese Fassung ist vollkommen bindend. Sie verpflichtet den Präsidenten, nicht nur etwas zu unterlassen, nämlich die Anwendung seiner discretionairen Befugnisse auf die deutsche Zuckereinfuhr, sondern zu einer positiven Handlung, der Erlassung von Vorschriften zur Wahrung der Zollfreiheit für den deutschen Zucker. Dessen ungeachtet trat am 1. August 1894 in den Vereinigten Staaten ein Gesetz, die Wilson-Bill, in Kraft, welches den oben genannten enormen Werthzoll von 40 Procent auf das deutsche Erzeugniß legte. Amerika ist auch darauf im Genusse mehrerer niedrigerer landwirthschaftlicher Vertragszölle geblieben, Deutschland hingegen erleidet einen Nachtheil, der sich im vergangenen Jahre nur wegen des Aufstandes auf Cuba und des durch ihn bewirkten Stillstandes der dortigen Rohrzuckerproduction nicht bemerkbar machte. Die Verdoppelung des vertragswidrigen bisherigen Zolles durch die Dingley-Bill würde den Vortheil des vorübergehenden Wegfalles der cubanischen Concurrenz so gut wie gänzlich aufheben und zur Folge haben, daß die deutsche Zuckerausfuhr nach Amerika im Werthe von etwa 60 Millionen Mark allmählich auf Null herabsänke. Wenn die Einfuhr amerikanischer Landesproducte in Deutschland, die sich nach der Gewährung der ermäßigten Zölle verdreifacht hat, unter solchen Umständen weiter begünstigt würde, dann müßte das Verhältniß der beiden Staaten als ein auf einen Löwenvertrag gegründetes angesehen werden.

Gestern, an dem Tage, an welchem der deutsche Kaiser in die Hauptstadt **Oesterreichs** kam, ist Dr. Lueger, der Häuptling aller österreichisch-ungarischen Antisemiten als erster Bürgermeister Wiens vereidigt worden. Der feierliche Act vollzog sich im Festsaale des Rathhauses unter großem Gepränge. Genossenschaften, Turner- und Feuerwehrvereine zogen mit Fahnen auf. Lueger erflehte den Beistand Gottes. Seine Wahl sei ein erfreuliches Zeichen der christlichen Gesinnung der Bevölkerung. Er sei ein Deutscher und halte treu zur Nation. Nie dürfe der nationale Kampf einseitige Vortheile verfolgen und so ausarten, wie es geschehen, wodurch den Deutschen nicht genützt, sondern eher geschadet worden sei. Er wandte sich gegen die monopolistische Tramwaygesellschaft und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser, worauf die Versammlung die Volkshymne sang. Nach der Beeidigung wurde Lueger vom Kaiser empfangen. Als der Erkorene der Stadt Wien nach der Hofburg fuhr, wurde er von einer ungeheueren Volksmenge jubelnd begrüßt. In den äußeren Bezirken waren zahlreiche Häuser beflaggt. Die österreichischen Blätter nehmen das Geschehene und nicht mehr zu Hindernde mit einem gewissen Fatalismus hin — freilich war die Bestätigung Lueger's ja nach den vorhergegangenen Ereignissen fast mit absoluter Sicherheit zu erwarten. Es ist nur bedauerlich, daß die politische Constellation sich stärker erwiesen hat, als selbst der persönliche Wille des Kaisers, der sicherlich nicht leichten Herzens jetzt bestätigt hat, was er früher verwarf. Von einigem Interesse ist es, wie man in Ungarn die Bestätigung Lueger's auffaßt. Der „Pester Lloyd" schreibt u. A.:

Was man vor einem Jahre für unmöglich hielt und was auch in der That damals nicht geschehen ist, wird heute als etwas Selbstverständliches hingenommen, und fast im Tone der Erleichterung sagt man: Finita la commedia! Denn eine Comedie — ob nicht eine Tragicomödie, das wird erst die Zukunft lehren — ist alles das, was sich da drüben seit Monaten abspielt. Unmittelbar geht uns die Sache nun allerdings nichts an; sie macht uns nicht kalt und nicht warm, allein eben deshalb drängt sich wohl unseren Lesern die Frage auf: Ist Das, was in Wien geschieht, ist diese ganze Wurstelcomödie ein politisches Ereigniß, über welches wir an dieser, sonst ernsten Dingen gewidmeten Stelle sprechen müssen? Nein, so weit es sich um die Persönlichkeit des Herrn Dr. Karl Lueger handelt, gewiß nicht. Daß er ein absolut gesinnungsloser Streber ist, ein Mensch, der weder lieben, noch hassen kann, der jede Partei, welcher er eine Zeit lang angehörte, gefoppt hat, und ganz gewiß auch seine heutige Partei foppen wird — wem brauchte dies jetzt noch demonstrirt zu werden! Bewunderlich könnte nur sein, daß er einen so ungeheueren Umweg gemacht hat, um an das Ziel seiner heißen Sehnsucht zu gelangen, während er mit dem agitatorischen Talente, das ihm eigen ist, auch auf geradem Wege zum Bürgermeisterstuhl emporschreiten konnte; aber in Wahrheit ist auch das nicht zu verwundern, denn Leute seines Schlages sind von einer Art Platzfurcht vor der freien Oeffentlichkeit geplagt. Was sie nicht auf krummen und engen Pfaden erreichen können, das erreichen sie überhaupt nicht.

Leider läßt sich nicht verkennen, daß in der Thatsache, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Wiens einen Lueger zum Stadthaupt erwählt und jubelnd begrüßt, sowie daß der Kaiser sich dem Willen seiner Hauptstadt gebeugt hat, ein Etwas liegt, das denn doch nicht mit den spöttischen Bemerkungen abgethan werden kann, die der „Pester Lloyd" für Lueger hat. Auch wir schwärmen gewiß nicht für diesen Mann, aber gerade darin, daß er trotz all seiner Fehler der Mann des Vertrauens weiter Volkskreise ist, liegt die schärfste Verurtheilung des vorangegangenen Systems. In der That hat dieses System übel gewirthschaftet, und man muß es den Männern des früheren Regimes nachsagen, daß sie es Lueger leicht machen, besser zu wirthschaften, als sie es gethan haben. Enttäuscht er seine Anhänger, so wird es an dem Rückschlage nicht fehlen. Seine Gegner sollten deshalb froh sein, daß er an die Spitze der städtischen Geschäfte tritt. Hier steht er auf einem weithin sichtbaren und ver-

---

Feuilleton.

Sneewittchen.

16] Roman von A. J. Mordtmann.

Nachdruck verboten.

„Das muß er sein!" antwortete Josephine mit leuchtenden Augen, den kleinen Stich in den Worten ihres Begleiters nicht bemerkend. „So oft Herr Williams seinen Namen nennt, fügt er hinzu: Beten Sie für ihn, er ist ein Engel!"

„Ja, es giebt noch gute Menschen!"

„Mein Oheim Anatole gehört auch dazu", sagte Josephine stolz. „Wenn ich ihm mein ganzes Leben diene, kann ich ihm nicht vergelten, was er an mir und dem armen Papa Gutes gethan hat."

„Ist Ihres Herrn Vaters Leiden plötzlich eingetreten? Oder — doch verzeihen Sie die zudringliche Frage", unterbrach sich Friedrichsen, „ich will Sie nicht betrüben."

„O, das macht nichts", versetzte Josephine treuherzig. „Wir sind solche Fragen schon gewohnt. Ah, Monsieur, man stampft ja gegen das Unglück ab. Ich habe meinen armen Vater fast nicht anders gekannt. Als das Unglück eintrat, war ich etwa sieben Jahre alt und hatte von meinem Vater, der meistentheils auf Reisen war, noch nicht viel gesehen. Dann, als ich eines Tages aus der Schule nach Hause kam, war mein armer Papa da — er hatte bei seiner Ankunft viel wirres Zeug geredet und war gleich darauf in wilde Phantasien verfallen, die am Nachmittage in ein Gehirnfieber ausarteten. Er schwebte lange Zeit am Rande des Grabes, und als er endlich genas, war sein Geist zerstört. Er spricht fast nie, ist aber freundlich und gefügig wie ein Kind. Als er mich zum ersten Male anredete, sahen wir, daß er nicht einmal mich kannte. Er fragte mich: „Hast Du Dich noch gerettet, Juanita?"

„Juanita!" rief Rudolf, und ihm war, als schlüge vor ihm der Blitz ein. Er wußte jetzt, wem Fräulein Josephine Dessoudre ähnlich sah — Gerard's Pflegetochter Juanita! Sie war nicht so schön wie jene, aber sie hatte dieselben blauen Augen, dieselbe Gesichtsform, dieselbe graziöse Anmuth in allen Bewegungen.

„Nicht wahr, das ist seltsam?" fragte Josephine ohne Ahnung von der tollen Gedankenverbindung, die in Rudolf's Kopfe ein verwirrendes Spiel trieb.

„Sehr merkwürdig," antwortete er. „Und haben Sie nicht ausfindig machen können, aus welchem Grunde er Ihnen diesen Namen beilegt?"

„Nein. Bis zur Stunde wissen wir nicht einmal, welche Ereignisse so furchtbar auf ihn eingewirkt haben. Manchmal, namentlich bei heftigem Sturmwetter, wird er gesprächiger, aber er murmelt so undeutlich und phantasirt so unverständlich, daß wir niemals einen rechten Zusammenhang hineinbringen. Nur so viel scheint gewiß, daß die Schrecknisse einer Sturmnacht auf dem Meere mit seinem Wahnsinn einen Zusammenhang haben."

Rudolf war durch diese Mittheilungen, die ihm seine Gefährtin harmlos plaudernd machte, fieberhaft erregt. Josephinens Vater mußte den Schlüssel zu dem Geheimniß haben, das Juanita umgab. Wenn dieser Schlüssel nur nicht in der Grabesnacht unheilbaren Wahnsinns für immer versteckt blieb!

Der Sprühregen, der mit längeren und kürzeren Unterbrechungen den ganzen Nachmittag angehalten hatte, fing an stärker zu werden. Dichter und dunkler wurden die Wolken, die von der Biscayischen Bucht, der Heimath der Stürme, heraufzogen. Ab und zu hemmte ein heftiger Windstoß die Wandernden. Als sie in den letzten Theil der Straße eintraten, der ins Freie hinausführte, brach eine heulende Windsbraut über sie herein, die von strömenden Regenfluthen begleitet war. Sie legten die letzte Strecke bis zum Hause Dessoudre's laufend zurück und waren froh, endlich unter der Veranda Schutz zu finden.

Es war keine vornehme Veranda, die ihnen diesen Schutz gewährte, sondern eine bescheidene Galerie, zu der von außen eine alte hölzerne Treppe hinaufführte, war der Eingang zur Wohnung, während das Erdgeschoß Küche und Vorrathskammer zu enthalten schien. Es war eine Wohnung, wie man sie noch heutigen Tages als Heimstätte besserer Arbeiter- und ärmerer Bürgerfamilien vielfach in den Vororten größerer und kleinerer französischer Städte findet.

„Gute Nacht, Fräulein Dessoudre", sagte hier Rudolf. „Auf Wiedersehen morgen."

„Nein, Monsieur Friedericks — Sie können doch in dem schrecklichen Unwetter nicht nach Hause gehen! Kommen Sie mit hinein — es ist ja sehr bescheiden bei uns — aber trocken. Lassen Sie nur erst den schlimmsten Regen vorüberziehen!"

Rudolf wollte protestiren, aber in diesem Augenblick öffnete sich oben die Thür und eine dünne Stimme rief in den brausenden Wind und den strömenden Regen hinaus:

„Bist Du das, Josephine?"

„Ja, Onkel, und — so kommen Sie doch, Monsieur!"

Nun konnte Rudolf nicht mehr zurück. Er folgte dem jungen Mädchen, das leichtfüßig die morschen und angetretenen Stufen hinaufsprang. Als er oben ankam, mußte Josephine ihrem Onkel schon Alles erklärt haben, denn Herr Dessoudre empfing ihn mit herzlichem Händedruck und drängte ihn zur Thür hinein.

Man kam von der Galerie unmittelbar in das Wohnzimmer; rechts davon war eine größere Kammer, links lagen zwei kleinere Räume, die der Familie als Schlafzimmer dienten. Das Mobiliar war ärmlich und auf das Nothwendigste beschränkt: ein Tisch, einige Stühle, ein mit Kattun überzogenes Sopha, einfache weiße, schon viel geflickte Gardinen, das war Alles. Einige schlechte Kupferstiche nach Malern der Napoleonischen Zeit und ein halbblinder Spiegel bildeten den Schmuck der Wände.

Josephine eilte in die größere Kammer zur Rechten, aus deren halbgeöffneter Thür ein leises Stöhnen hervordrang.

„Sie dürfen jetzt nicht hinein, mein Herr," sagte Dessoudre, indem er Rudolf einen Stuhl anbot. „Ich bedauere, daß Sie vergebens gekommen sind, aber fremder Besuch, wäre es auch der des besten Freundes, würde den Kranken zu sehr aufregen."

„Ich bin nur durch den sonderbarsten aller Zufälle schon heute Abend hier," antwortete Rudolf, indem er sich setzte. „Das ging so zu." Und er erzählte von den Umständen, unter denen er Josephine angetroffen hatte.

Der alte Dessoudre, der in seinem schäbigen Schlafrock eine lebendige Illustration der zurückgekommenen Umstände der Familie war, schüttelte Rudolf unter lebhaften Dankesbezeugungen noch einmal die Hand. Er war abgemagert, und seine eingefallenen Züge trugen ersichtliche Spuren überstandener Drangsale und Entbehrungen, ohne daß dadurch der Ausdruck großer Güte, der sein Gesicht überaus anziehend machte, verwischt worden wäre. Obgleich er erst in der Mitte der Vierziger sein mochte, war sein Haar doch schon vollständig ergraut.

Während sie sprachen, erschütterte ein außergewöhnlich heftiger Windstoß den alten Bau und prasselnd schlug ein mit Hagel vermischter Regenschauer an die Fenster.

Wohl aufgescheucht durch dies Getöse erhob sich in einer Ecke ein anderer Insasse des Zimmers, den Rudolf bis dahin bei der trüben Beleuchtung einer ordinären Lampe garnicht wahrgenommen hatte. Rudolf stand auf, um ihn zu begrüßen, der andere sah ihn mit leerem Blick an und machte eine mechanische Verbeugung. Rudolf errieth, daß er den irrsinnigen Vater Josephinen's vor sich habe, und fühlte, wie ihn fröstelnd ein kalter Schauer durchlief. Die dunkelblauen Augen erinnerten ihn an Juanita und Josephine zugleich. Außerdem aber fiel ihm die ungewöhnliche männliche Schönheit dieses Dessoudre auf, dessen kraftvolle Gestalt und glänzend schwarzes Haar einen peinlichen Gegensatz zu der verfallenen Figur und dem Greisenkopfe seines Bruders bildeten; noch schmerzlicher wurde dieser Gegensatz durch die Vorstellung, daß diese schöne äußere Erscheinung nur die ausgebrannte Hülle eines umnachteten Geistes sei.

„Wo ist Juanita?" fragte der Irre. Das Sprechen wurde ihm schwer, und nur mit Mühe waren die unbeholfenen dem Munde sich entringenden Worte zu verstehen. „Wo ist Juanita? Hört Ihr nicht, wie es stürmt?"

„Sei ruhig, François", redete Dessoudre ihn zu. „Sie ist zu Hause. Da kommt sie schon. Setze Dich."

François nickte Josephine zu und ließ sich auf dem Stuhle nieder, den sein Bruder Anatole ihm hinschob.

Josephine flüsterte ihrem Onkel zu: „Herr Williams ist besser. Jetzt schläft er."

Das Unwetter nahm an Stärke noch immer zu. In der Heftigkeit des Windes schien das Gebäude zu wanken, die Thüren klappten in den Angeln und die Fenster klirrten, daß Rudolf fürchtete, sie möchten eingeschlagen werden. Der Wind peitschte den Regen mit solcher Gewalt gegen die Scheiben, daß es sich anhörte, als würde er mit Eimern geschüttet. Plötzlich erhellte ein secundenlanger Blitz das Zimmer mit bläulich-gelbem Lichte, und unmittelbar darauf erkrachte ein Donnerschlag mit lang nachhallendem Grollen.

„Ein Gewitter im Winter!" rief Rudolf, indem Alle erschrocken aufsprangen.

„Das ist hier um diese Zeit nicht so selten wie im Norden", versetzte Anatole, „aber so stark . . ."

Er verstummte mitten im Satze, denn plötzlich fing der Irre an zu reden, erst noch mühsam und gequält, aber bald rascher und fließender, als hätte der heftige Donner ihn aus der dumpfen Erstarrung seines Geistes erweckt.

„Fürchtet nichts!" sagte er, „Der Glaneur ist ein gutes Schiff. Es hat nichts zu sagen. Wir sind auf offenem Meere, und das Schiff hat schon schlimmere Stürme ausgehalten. Aber wir wollen uns bereit machen — das große

SLUB
Wir führen Wissen.